

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 26 (2013)

Rubrik: Unheimliche Erscheinungen : das Nacht- oder Totenvolk

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illustration Constanza Filii Villiger, Buchs

Das Nacht- oder Totenvolk



Wer nachts schlaflos im Bett liegt und auf die Geräusche der Nacht horcht, vernimmt etwa das Murmeln eines Brunnens, einen fernen Glockenton, vielleicht auch das Heulen des Windes oder das Rascheln von Blättern im Regen. Vor Zeiten kam es auch vor, dass Schritte von vielen Menschen zu hören waren, die draussen in einer langen Prozession vorbeizogen. Dumpfes Gemurmel von Gebeten drang durch die Fenster. Die Alten wussten, was das zu bedeuten hatte: Es war das Nachtvolk, das draussen vorüberging, ein langer Zug von Verstorbenen, die keine Ruhe fanden. In vielen Sagen aus dem Alpengebiet, insbesondere im alemannischen Raum – vom Allgäu bis ins Berner Oberland, vom Prättigau bis ins Wallis – wird von Begegnungen mit diesem Nachtvolk erzählt. Es treibt sein Wesen zu bestimmten Geisterzeiten in den Quatember- und Raunächten. Dass diese schauerliche Phantasie in Vielem mit der Wilden Jagd und dem Zug der Nachtfrau Holla oder Berchta sowie mit den nächtlichen Hexenmahlzeiten und -tänzen¹ des Volksglaubens zusammenfallen und vermengt wurde, ist nachvollziehbar, ebenso erscheint die-

ser nächtliche Auftritt manchenorts als Reigen der Toten, als Totentanz.

Raunächte, Quatembernächte, Zwölfernächte

Die *Raunächte*, die auch als *Quatember*- oder *Zwölfernächte* bezeichnet werden, sind jene Nächte um den Jahreswechsel, denen im europäischen Brauchtum besondere Bedeutung zugemessen wird. Es handelt sich um die zwölf Weihnachtstage zwischen dem 25. Dezember und dem 6. Januar. Sie haben etwas Dunkles an sich: Die Toten ziehen umher, Ahnen und Gottheiten kehren bei den Menschen ein, Geister zeigen sich, Frauen und Kinder müssen nach Einbruch der Dunkelheit im Haus bleiben und Wohnräume, Küche, Werkstatt und Stall müssen aufgeräumt sein, um nicht den Groll der Dämonen auf sich zu ziehen.

Seinen Ursprung hat dieser Volksglaube vermutlich in der Zeitrechnung nach dem Mondjahr. Die auf die 365 Tage des Sonnenjahres fehlenden elf Tage beziehungsweise zwölf Nächte wurden als «tote Tage» eingeschoben. In vielen Mythologien wird verbreitet angenommen, dass die Naturgesetze in dieser Zeit ausser Kraft gesetzt sind. Mythische und magische Rituale waren üblich, die sich mit dem christlichen Brauchtum verwoben und bis heute erhalten haben. Die Raunächte sind eine Zeit, die für Geisteraustreibung oder -beschwörung und wahrsagerische Praktiken geeignet waren.

Silvester: die Mitte der Zwölfernächte

Zu Silvester, der Mitte der Zwölfernächte, bricht nach altem Volksglauben

Kapitelüberblick

- **Das letzte Geleit** (Gams). Eine Gruppe dunkel gekleideter Männer holt einen Sterbenden ab.
- **In den Strassengraben geworfen** (Gams). Ein Neugieriger wird vom Nachtvolk bestraft.
- **Der nächtliche Leichenzug** (Gams). Ein Schaulustiger sieht sich selbst beim Nachtvolk.
- **Die Letzte beim Nachtvolk** (Wartau). Ein Fronfastenkind sieht die Gespielin beim Totenvolk.
- **Das Nachtvolk** (Wartau). Ein Knabe sieht das Nachtvolk, wird krank und stirbt (Gedicht).
- **Unverhoffte Begegnung** (Gams). Ein Verstorbener begegnet seiner Tochter.

Zur Abbildung am Textanfang: Das Nachtvolk, das gespenstische Heer der Toten auf seiner Prozession, vermischt sich in unseren Sagen mit den Hexenfahrten, dem Gratzug, dem Wuotisheer, dem wilden Senn, dem wilden Jäger oder der wilden Jagd. Public-Domain-Bild

auch die Wilde Jagd auf, das Geisterreich steht offen, die Seelen der Verstorbenen sowie die Geister und Dämonen veranstalten ihre Umzüge und haben sozusagen Ausgang. Der Brauch, zu Silvester Lärm zu erzeugen, sollte diese Unholde fernhalten: in Ober-

¹ Siehe dazu den Sagenkreis «Ziegenhörner und Bocksfüsse am Hexensabbat», S. 47 ff.

schan beispielsweise hat sich der Brauch der Silvesterchläuse bis heute erhalten, ebenso das *Altjoorusschälla*² in Räfis. Im gesamten Alpenraum wird in dieser Zeit geknallt, gelärmt und geböllert.

Vor allem von Fronfastenkindern wurde das Nachtvolk zu gewissen Zeiten als Leichenzug, der sich durch das Dorf bewegte, auch im Werdenberg gesehen. Jede einzelne Person, die teilnahm, war gut zu erkennen, denn zum grossen Teil waren es kürzlich Verstorbene; doch schlossen sich dem Zug auch Lebende an. Diese würden – wie man wusste – freilich auch bald sterben. Dieser Totenprozession voran wandelten der letztverlebte Pfarrer und der Messmer im Chorhemd, dann folgten die zwei jüngst verbliebenen Bewohner der Gemeinde und endlich jene noch Lebenden, die jedoch innert Jahresfrist sterben würden. Ohne Gefahr konnte dem Zug begegnet werden, wenn man sich bescheiden seitwärts drückte und den Hut abnahm, sonst verschwand plötzlich alles. Mancher aber begegnete ihm und sah ihn doch nicht, sondern hörte nur ein eigenartiges Murmeln – schliesslich sind nicht alle Leute geistersichtig.

Das Verhalten der dämonischen Schar ist zwiespältig, manchmal ist sie freundlich gesinnt, doch wer nicht aus dem Weg geht oder neugierig und spöttisch ist, den bestraft das Totenvolk mit Entrückung, Blendung oder Krankheit. Die meisten Menschen hüteten sich wohl, ans Fenster zu treten und beteten leise für ihr Seelenheil. Manchen Vorwitzigen und Neugierigen trieb es dennoch dorthin, um in der letzten Reihe der murmelnden Gestalten jene Menschen zu sehen, die zwar noch lebten, denen aber damit angezeigt wurde, dass sie bald sterben müssten.

Ergänzend sei bemerkt, dass dieser Sagentyp auch im Oberwallis als «Totenprozession» oder «Gratzug» verbreitet ist. Das Mitwandern im Zug bis zum Betläuten, die Musik oder der Lärm in den Lüften, aber auch die Todesankündigung für den nur teilweise Bekleideten kommen auch im Stammland der Walser vor.

«Vronefasten» und die «Sonntagskinder»

Fronfasten ist die Fasten- und Gebetswoche mit den Quatembertagen, die das kirchliche Jahr in vier Jahreszeiten

teilt. Die Quatembertage sind jeweils Mittwoch, Freitag und Samstag, an denen die Enthaltung von Fleischspeisen geübt wurde. Sie fallen auf den 1. Mittwoch, Freitag und Samstag jeweils nach Aschermittwoch, Pfingsten, Kreuzerhöhung (14. September) und Luzia (13. Dezember). «Vronefasten» bedeutet im Deutschen «Herrenfasten», weil an diesen Tagen die Herrenzinsen bezahlt werden mussten. Es war zudem die Zeit, in der im Mittelalter die Untertanen für ihren Grundherrn unentgeltlich arbeiten – fronen – mussten. Die Arbeit der Bauern bestand dabei vorwiegend im Bestellen der Felder, im Holzen und im Spann- oder Fuhrdienst für den Grundherrn. Der Quatember war eine wichtige Station im kulturellen Leben, und die Fronfasten galten als wichtige Lostage für die Wetterbestimmung.

Immer wieder hören wir, dass alte Leute behaupten, die Fronfastenkinder – jene Menschen, die an Fronfasten geboren wurden, wie auch alle jene, die an einem Sonntag während der Raunächte das Licht der Welt erblickt haben – seien geistersichtig und würden mehr sehen als andere Sterbliche. Nach dem Volksglauben vieler europäi-



Blick von Amapfer über Afagrist auf Gasenzen (links) und Gams/Hueb. Fronfastenkinder sahen in den Quatembertagen gelegentlich das Nachtvolk, wenn jemand verstorben war.

Foto Hans Jakob Reich, Salez

scher Völker verfügen sie über magische Kräfte. Daher sprach man von Sonntagskindern, die auch in die Zukunft schauen konnten und Glück brachten. Unter dem Einfluss der christlichen Lehre, welche die Existenz von Geistern und untoten Wiedergängern bestritt, verflachte der Glaube an die magischen Kräfte dieser Kinder im Lauf der Zeit. Sie konnten allenfalls noch den Tod von Menschen vorhersehen, wenn sie etwa den für andere unsichtbaren Leichenzug vor einem Haus in der Nachbarschaft halten sahen.

Schattenreich und Himmelreich – das Jenseits

Die Frage nach dem «Ubi sunt», dem Verbleib all jener, die vor uns auf der Welt waren, wird schon in den Predigten und den Dichtungen des Mittelalters immer wieder gestellt. Und seit jeher versucht der Mensch, mit Ängsten vor dem Tod zurechtzukommen, mit dem ungewissen Leben nach dem Tod, mit der allfälligen Bestrafung im Jenseits für dunkle und böse Taten im Diesseits: typische Inhalte der Sagenstoffe. Ganz allgemein sehen die Volksreligionen und auch viele Bereiche des Aberglaubens das Jenseits als ein Schattenreich in der Unterwelt. Darunter finden sich aber auch Vorstellungen eines Jenseits, die ein glückliches Dasein nach dem Tod verheissen. So kannten die Germanen zum Beispiel neben Hel auch die Freuden in Walhall – Wohnung und zugleich Ruheort der in der Schlacht nach tapferem Kampf gefallenen Krieger.

Vielfach wird die Seele des Menschen als ein unvergängliches Element angenommen, das als Totengeist in einem Reich der Ahnen fortlebt. Trägt das Jenseits in der Unterwelt stets einen dunklen und wenig begehrenswerten Charakter als Ort der Strafe für das im irdischen Leben begangene Böse, so wird im Christentum das Jenseits als Ort einer seligen Existenz bei der Gottheit im Himmel – bildlich im Himmelreich – verstanden und als verklärtes Diesseits gesehen. Nach dem christlichen Glauben gilt das Jenseits vor al-



Gretschi mit Kirche und Friedhof vom Magletsch her. Das Haus mit den grünen Fensterläden rechts vorne war früher das Schulhaus. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

lem als der Bereich Gottes, in den die Menschen nach ihrem Tod eintreten und – im Gegensatz zum Unheil des Diesseits – ihr Heil finden: das Seelenheil. HG

Senn 1862, S. 298; Kuoni 1903, S. 105; Seger 1980, S. 64 und S. 141f.

● Das letzte Geleit

Vom Nachtvolk weiss man, dass es Verstorbene abholen kommt und sie in jene andere Welt geleitet. Das hat auch ein Mädchen in der Oberhueb erfahren, beim Haus von Tonis Sepp. Es war noch im Stickleokal und räumte Sachen weg, während draussen die Dämmerung in Dunkelheit übergang. Da hörte es in der Nähe des Hauses jemanden reden und schaute deshalb zum Fenster hinaus. Und wirklich, auf dem Weglein von der Neumüli her näherte sich eine Gruppe dunkel gekleideter Männer; sieben, acht oder neun. Alle gingen sie hintereinander und brummelten mit gedämpften Stimmen vor sich hin. Das Mädchen fragte sich zunächst, ob das wohl Musikanten auf dem Weg zur Probe seien. Es kannte aber keinen einzigen, auch als sie direkt beim Haus um die Ecke bogen und den Schleipfweg hinunter der Hueb zuhielten. Hinge-

gen sah es noch, wie sich der letzte umschaute und zu ihm hinaufblickte. Die herbeigerufene Mutter sagte besorgt: «Ja, ich habe sie auch gehört. Wirst sehen, die haben jemand abgeholt.»

Kurz danach kam die Schwester des Kindes durch die Schleipfi herauf nach Hause. Die Frage, ob sie etwas gesehen habe, verneinte sie. Hingegen habe sie in der Hueb, beim Spritzenhaus, ein erbärmliches Schreien vernommen. Am anderen Morgen war im Dorf zu erfahren, dass ein armer, alter Mann, den man «de Boueli» hiess und der gegenüber dem Spritzenhaus gewohnt hatte, am Vorabend unter heftigen Schmerzen gestorben sei.

Kessler 1991, S. 67f., Neufassung 2012, S. 22.

● In den Strassengraben geworfen

Wie an vielen andern Orten wurde früher in den Quaternächten auch in Gams gelegentlich das Nachtvolk gesehen. Das waren verstorbene Ahnen, die sich – ihrer Erlösung harrend – nächtlicherweise zu einer langen Pro-

² Siehe dazu GABATHULER, HANSJAKOB, *Brauchtum zum Jahreswechsel*. In: *Werdenberger Jahrbuch 2000*, 13. Jg., S. 46–53.



Azmoos vom Bofelher. Das Totenvolk holte nicht nur die Tochter im Brautgewand, sondern zog auch das Fronfastenkind mit sich.

Foto Hans Jakob Reich, Salez

zession zusammenstellten und betend durch das Dorf schritten. Zwar bekamen nur Fronfastenkinder die Abgeschiedenen zu Gesicht, doch war jedem in Gams bekannt, dass diese niemandem etwas zu leide taten, es wäre denn, man schaute ihnen aus nichtiger Wissbegier ins Gesicht oder trachtete danach, das unbekannte Ziel ihres Bussganges herauszufinden.

Um solcherlei Wissen scherte sich ein junger Gamser Bursche nicht, als er einst zu später Stunde unversehens mitten unter das Nachtvolk geriet. Neugierig spähte er nach den Gesichtern, um vielleicht da und dort einen verstorbenen Bekannten zu entdecken. Doch es kam anders. Von starker Faust wurde der Jüngling gepackt und mit einem kräftigen Schwung in den Strassengraben geworfen, wo er heftig aufschlug. Gleichzeitig beugte sich eine dunkle Frauengestalt über ihn und raunte ihm im Vorbeigehen zu: «Du kannst von Glück reden, dass ich deine Gotte gewesen bin. Du wärest sonst zu Tode getrampelt worden!»

Kessler 1991, S. 64ff., Neufassung 2012, S. 22.

● **Der nächtliche Leichenzug**

Ein Gamser, s Martis Fridli, wälzte sich zur Zeit der grossen Fasten krank auf seinem Nachtlager und beklagte seine Schlaflosigkeit und die Langeweile. Kaum aber hatte der Wächter die mitternächtliche Stunde angesagt, hörte der Fridli ein unheimliches Rauschen und dumpfes Murmeln von der Gasse herauf. Aus Neugier die Krankheit vergessend, erhob er sich, schlüpfte in seine Beinkleider und humpelte ans Kammerfenster. Der Anblick, der sich ihm bot, liess ihn wie vom Schlag gerührt mit beiden Händen die Fensterposten umklammern, wobei ihm die Hosen wieder halbwegs hinunterrutschten: Ein Leichengefolge aus schattenhaften Gestalten schritt durchs Dorf; voraus wurde eine Totenbahre getragen. Eigenartigerweise waren keine Schritte zu vernehmen, deutlich aber die Betworte des Englischen Grusses. Der Zug wollte kein Ende nehmen. Als endlich der letzte vor dem Haus erschien, durchfuhr den zitternden Zuschauer ein noch grösserer Schrecken: Ganz unverkennbar war er es selbst, der den Schluss machte, was anhand der

nur halb angezogenen Hosen unschwer zu erkennen war! Sehr bald nach diesem Erlebnis starb dieser Fridli dann als letztes Pestopfer von Gams.

Henne 1874, S. 437; Kessler 1991, S. 66f., Neufassung 2012, S. 22f.

● **Die Letzte beim Nachtvolk**

Viele Jahre nach der Pest, dem grausigen Sterben, die auch im Wartau gewütet hatte wie ein Würgewolf unter der Schafherde, wohnten im grossen Haus auf Matlinis zwei Gespielinnen; im hinteren Teil des Hauses ein Fronfastenkind, das Greatli, im vorderen das Örschi, ein lustiger Wirbelwind. Zu Winterbeginn gingen die beiden eines Samstagabends nach Gretschins hinab ins Schulhaus, um beim Schleizen des Hanfs mitzuhelfen.

«Heute machen wir die Arbeit fertig, und dann gibt es aus dem Schulhaus ein Stubetihaus!», freut sich das Örschi, «heute Abend gibt der Spielmeister Tatzten, aber nicht mit dem Haselstecken! Juhui!» Das Greatli aber gibt zurück: «Du bist und bleibst immer die Gleiche! – Auch ich lache lieber, als dass ich

weine, aber ein solcher Luftibus wie du darf man nicht sein! Das steht einem anständigen Mädchen nicht an!»

«Ho-hoo! Bin ich denn kein anständiges Mädchen?», fragt das Örschi. «Doch, doch, das bist du, ich kenne dich schliesslich! Aber wenn du dich so gibst, könnte man beinahe glauben, du wärst ein richtiges *Ggüsch!* Hättest du einen Liebsten, einen braven und treuen, *das wär gröaⁿ Holz in dis Flaggfüür* – das wäre grünes Holz in dein Feuer – und würde dich ruhiger machen. Es ist mir auch wegen dem Mundwerk anderer Leute!»

«Ha, ha! Bring mich doch nicht zum Lachen! Nein, einen Liebsten möchte ich noch keinen! Dazu ist es mir noch zu wohl, und die Lästermäuler, die sollen von mir aus klappern wie die Mühle im Tobel! Lustig zu sein, wenn man ledig ist, das hat noch niemand verboten, nicht einmal unser Herrgott. Ich will nicht versauern und nichts versäumen! Du hast doch immer *ötschis z meangga-n un z piⁿscha* – etwas auszusetzen und zu nörgeln.» «Ein bisschen recht hast du vielleicht schon», meint das Greatli nach einer Weile, «aber jetzt schau das doch einmal so an: Das Stubetihaus steht beinahe auf dem Friedhof! Man kann sich versündigen! Die Verstorbenen sollte

man nicht beiziehen, um den Takt zur Musik zu schlagen. Mir jedenfalls verdirbt das den schönsten Tanz!»

Damit traten sie ein. Man war schon fleissig an der Arbeit, beinahe so wie beim *Törgga-Uisschella*, dem Enthülsen der Maiskolben. Beide suchten sich einen Platz und eine Garbe zum Schleizen. Die Jungen trieben allerhand Spässe, zogen einander auf, spitzelten und stichelten, und die Alten erzählten Lustiges und Trauriges, wie es ihnen gerade einfiel. Als einmal niemand mehr etwas zum Besten zu geben wusste und eine kurze Stille eintrat, rief das Örschi zum Greatli: «Los doch, Greatli, erzähl uns, was du gestern Nacht gesehen hast, als wir durch das Dörflein nach Hause gegangen sind! *Sänna, verzell* – bitte erzähl!»

Das Greatli, sonst immer etwas bleich, bekommt Wangen wie Rosen und fängt zu berichten an: «Als wir gestern durch die Tür ins Freie traten, schlug es eben zwölf Uhr, und oben in der Felswand rief immer wieder *en Tschiwigg* – ein Käuzchen – seinen Namen.» «Ja, den habe ich auch gehört. Der hat seinem Schätzchen gejauchzt», wirft das Örschi dazwischen.

«Nein, Örschi, der hat die nächste Leiche gekündet! Bei der Wirtschaft

begegnete uns ein Kirchgang, still wie ein Schatten: vorne die Träger, der Sarg auf der Bahre, das Bahrtuch darüber und darauf ein Kranz³ aus Immergrün, weissen Rosen und roten Nelken darin. Das war eine Ledige, die sie hier brachten. Dann folgten die Männer in ihren schwarzen Mänteln⁴, die bis auf den Boden reichten, und dahinter die Frauen in schwarzen Jacken und Röcken. Aber die Hinterste, die kam ganz anders daher: *ussapützlat un ufggmützt* – herausgeputzt und aufgedonnert –, als ob sie zum Tanz wollte. Sie tänzelte daher und schwenkte in ihrer Hand etwas, das ich nicht erkennen konnte, einem schwarzen Fähnchen gleich. Ganz bekannt kam sie mir vor, doch habe ich sie trotz allem Studieren nicht richtig erkennen können.»

«Solche Faxen! Das ist ja zum Lachen!», ruft nun das Örschi dazwischen, «mir fürchtet es kein bisschen! Vor den Lebenden nicht und erst recht nicht vor den Toten!» «Jaa, Örschi», sagt darauf ein Graubart, «nimm dich in Acht, was du sagst und was du tust! Wenn jetzt einer von dir verlangte, du müsstest das schwarze *Schipfi*⁵ – das Brettchen – holen, das auf dem Grab des letzten Kindes steht, das bei der Geburt gestorben ist, und – wenn du es allen gezeigt hast – wieder zurücklegen, ich glaube, *as cheam der no z tötterla* – dann würdest auch du Herz-



Blick über das Simmitobel an den Gamser Berg mit dem Weiler Obwald (Bildmitte) und dem Hinderwald (rechts). Foto Hans Jakob Reich, Salez

3 Die ledig Verstorbenen und die Kinder bekamen früher Kränze auf den Sarg.

4 Die trauernden Männer im Werdenberg trugen beim letzten Geleit einen langen, ärmellosen Mantel ohne Gürtel, den Trauermantel; das Tragen dieser Mäntel nannte man entsprechend «manteln». Vgl. dazu BICKER, ALBERT, *Vom Manteln und anderem Brauchtum um Tod und Bestattung*. In: *Werdenberger Jahrbuch 1997*, 10. Jg., S. 285–287.

5 *Schipfi*: Den tot geborenen und den in den ersten Lebenstagen verstorbenen Kindern wurde ein schmales, schwarzes und unten in eine Spitze auslaufendes Brettchen, das oben in ausgesägter Herzform ein Kreuzchen mit schwarzem Schleiertuch trug, auf den frischen Grabhügel gesteckt, bevor man es später durch einen kleinen Grabstein ersetzte.

klopfen bekommen! Oder etwa nicht?»

«Nicht im geringsten!», ruft das Örschi übermütig. «Das mache ich jetzt gleich, ihr glaubt es mir sonst ja doch nicht!» Und schon will es zur Tür hinaus. Aber das Greatli stellt sich ihm in den Weg: «Bleib hier! Das darfst du nicht tun! Das ist den Herrgott versucht und den Teufel gekitzelt – Örschi, bleib hier!»

Das Örschi aber war schon draussen und brachte nach kurzer Zeit ein schwarzes Brettchen mit dem ausgeschnittenen Herzchen und dem Kreuz, woran wie ein Fähnchen ein Trauerflor befestigt war. Dem Greatli schwanden beinahe die Sinne, als es den Flor erblickte: «O jee! Bleib hier! Geh nicht zurück! Bring es zurück, wenn es Tag ist! Du weisst nicht alles, was ich weiss!» Es wollte das Örschi mit Gewalt zurückhalten, aber es entschlüpfte ihm. «Haltet sie! – Die letzte beim Nachtvolk! Haltet sie – o jee!»

Schon aber gellt draussen ein herzzerreissender Schrei: «Ui jee! – Aah!» Alles verwirft Hanf und Stengel; die Buben stürzen sich ins Freie wie das böse Wetter – und finden das Örschi mit dem Gesicht nach unten auf dem Kindergrab liegen, das Schipfi noch in der Hand und die Spitze – eingesteckt im Saum des Rocks!

Sie bringen das Mädchen in die Stube und legen es auf eine Bank, bleich bis in den Mund hinein, die Todesangst noch auf der Stirn, die Augen sperrangelweit aufgerissen wie riesige, brandschwarze Sterne, und die braunen Zöpfe halb auf dem Boden neben den hängenden Armen. – «Ja, ja», meint ein Alter, «gestorben ist schnell, wenn es an der Zeit ist. Das Örschi hat beim Einstecken des Brettchens in der Eile und in der Dunkelheit den Rocksaum erwischt. Da war ihr, *as phagg-si ain an der Plegi un züch-si in ds Grab* – als ob sie einer am Rockbesatz packe und sie ins Grab zöge! Ein solcher Schreck dringt bis tief ins Herz!»

Das Greatli konnte sich selber kaum trösten. Als es wieder sprechen konnte,

sagte es endlich: «Das alles habe ich gewusst! Als das Örschi mit dem Brettchen herein kam und das Fähnchen so hochmütig schwenkte, stand die hinterste beim Nachtvolk leibhaftig vor mir. Genau so war die dahergekommen. Deshalb bin ich so elend erschrocken, *un ds Bluot ischt-mer fasch kallat* – das Blut ist mir beinahe in den Adern geronnen! – Jetzt muss ich ihrer Mutter Bericht geben, damit man sie nach Hause nehmen kann. *Herje, wänn s nu schoa gsait wär! Dia globt mer-sch nid un maint, mir machan der Narra, bis si s selber gsiat!* – Die glaubt mir die Geschichte bestimmt nicht und meint, man wolle sie zum Narren halten.»

Gabathuler 1938, S. 144ff.

● Das Nachtvolk

Die Abendglocke klinget aus,
der Messmer schlurft müd nach Haus:
«Was muss ich sehn – der Bub noch hier? –
Du weisst, was ich befohlen dir!»

«Ich fürcht mich nachts von Haus zu gehn,
seit ich das Totenvolk gesehn –
die Annagreth im Brautgewand,
den Tod mit seiner Knochenhand ...»

Der Messmer weist zur Tür geschwind:
«Wer so sieht, ist Fronfastenkind –
du gehst zum Schmied nach Oberschan,
die Gräberschaufel will ich han!»

Der Bub springt auf in Angst und Not:
«Mein Vater schickt mich in den Tod!
So muss es wirklich denn geschehn,
Was unlängst ich bei Nacht gesehn:

Es schien ein Traum – nun wird es wahr,
ich sah vom Fenster aus die Schar,
ein schaurig stiller Totenzug,
und mich zog's mit – es war kein Trug!

Die Annagrethe, totenblass,
sie betete ohn' Unterlass;
zuletzt schritt sie mit mir allein
zum alten Friedhortor hinein.» –

«Du zitterst wie ein Espenlaub,
das ist doch alles Aberglaub'!
Des Nachbars Tochter schafft dir Not,
die Annagreth – sie ist ja tot!

Du weisst doch, Kind, dass sie verblich,
am neunten Tag starb sie am Stich⁶;
ich grub wie andern ihr das Grab –
am Hochzeitstag sank sie hinab!»

Der Knabe weint und macht sich fort.
«Ach Mutter!» – war sein letztes Wort.
Er lief des Wegs, ein kleines Stück,
dann kam er still nach Haus zurück.

Der rote Schaden⁷ herrscht im Land,
die Ruhr rafft hin, nimmt überhand.
Es hilft kein Mittel, hilft kein Trank –
der Knabe liegt zum Sterben krank.

Die Mutter wacht und betet leis,
von kalten Schläfen rinnt der Schweiß.
Der Tschiwigg ruft sein schaurig Lied –
im Fieber will der Bub zum Schmied!

Im letzten Traum kommt er von Schan
Daheim mit seiner Schaufel an.
Das Kammerlicht verlischt im Wind –
die Mutter schluchzet um ihr Kind.

Kuratli 1955, S. 21f.

● Unverhoffte Begegnung

Jahre nachdem der Bergbauer und
Äpler Wenk im Obwald gestorben war,
begegnete er nachts im Wald seiner
Tochter und ging wortlos an ihr vorbei.
Die Frau hatte ihn am Gang zwar schon
von Weitem erkannt, glaubte aber an
eine dumme Täuschung. Als der Mann
aber so nah an ihr vorbeiging, dass sie
sich fast berührten, bestand für sie nicht
mehr der geringste Zweifel: Es war ihr
Vater, denn er trug – absolut unverkennbar –
seinen schönen *Schlüüffer*⁸.

Kessler 2012, S. 20.

6 *Stich*: Lungenentzündung.

7 *Roter Schaden*: Rotruhr.

8 *Schlüüffer*: Mit Stückerien verziertes Trachtenjäcklein für Männer.